

HARTE SCHNITTE

IM KINO IST DIE UNI MEIST DIE SCHULE DES LEBENS – EIN RÜCKBLICK
AUF DIE FILMGESCHICHTE. VON LARS-OLAV BEIER



»College« (1927) mit Buster Keaton

DEFD

Studentenmilieu im Film

Da steht er nun, der Mann, der niemals lachte und selten sprach, und redet sich den Mund fusselig. Alles, was man für das Leben wissen müsse, sagt er, könne man aus Büchern lernen. Wer seine Zeit mit Sport verschwende, sei ein Ignorant. Denn die zukünftigen Generationen bräuchten Gehirn – statt Muskelmasse. In dem Stummfilm »College« (1927) hält ausgerechnet Buster Keaton als kommender Student auf

der Abschlussfeier seiner Schule eine Grundsatzrede.

Der größte Leichtathlet des Kinos, der dem scharfsinnigsten Witz physisch Gestalt geben konnte, redet der Entzweiung von Körper und Geist das Wort. Als er zum Ende kommt, ist der Saal leer – bis auf seine Mutter. Seine Mitschüler und späteren Kommilitonen sind empört gegangen. Er betrachtet den Orden, der ihm als dem Jahrgangsbesten verliehen wurde, und zieht los, sich auf dem College Meriten zu erwerben.

Doch dort sieht er so gut wie nie einen Hörsaal von innen. Statt an der Tafel Kurven zu berechnen, muss er aufs Baseballfeld, wo ihm unberechenbare Curveballs um die Ohren fliegen. Die Gesetze der Fliehkraft erfährt er beim Hammerwurf am eigenen Leib, und wenn er nach einem Hürdenlauf auf die umgeworfenen Hindernisse zurückblickt, wünscht er sich nichts sehnlicher, als den Taten wieder Worte folgen zu lassen. Grau und lau aber ist alle Theorie, wenn es gilt, eine Frau zu erobern. Um die Lie-

be seines Lebens aus den Armen eines Kraftprotzes zu befreien, muss er sein Herz und seine Beine in die Hände nehmen. Er sprintet über den Campus, setzt über alle Hecken hinweg, schwingt sich wie beim Stabhochsprung durch ein Fenster zu seiner Geliebten – und besteht die wichtigste Prüfung des Lebens. Wenn das Kino seine Helden auf die Uni schickt, sollen sie dort auch was lernen. Das tun sie fast immer – doch nur wenig davon steht auf dem Lehrplan. Die meisten Filme werfen lediglich Seitenblicke in die Seminare und hören bei den Vorlesungen bestenfalls mit halbem Ohr hin. »Carnal Knowledge«, fleischliche



EVERETT COLLECTIONS

»Die Reifeprüfung« (1967) mit Dustin Hoffman

– weltweit, sogar in Deutschland: In »Anatomie« (2000), einem Horrorfilm mit Franka Potente, werden Medizinstudenten lebendig plastiniert. Die Fortsetzung des Erfolgsfilms kommt jetzt ins Kino.

Vor allem an den Film-Fakultäten ist niemand mehr sicher. In »Scream 2« (1997), »Blair Witch Project« (1999) oder in »Düstere Legenden 2« (2000) ereilt amerikanische Filmstudenten ein ähnliches Schicksal wie ihre spanischen Kollegen in »Tesis« (1996): Sie werden brutal ermordet, und die Grenze zwischen filmischer Fiktion und realem Grauen verschwimmt in Strömen von Blut. Im-

merhin: So kann es an diesen Fakultäten niemals ewige Studenten geben.

Auch wenn der Einschnitt, den das Studium im Leben eines Menschen bedeutet, nicht immer durch die Kehle geht – er ist schmerzhaft und wird in amerikanischen Filmen deshalb gern zu einer zweiten Durchtrennung der Nabelschnur stilisiert. Die existenzielle Verunsicherung, die viele College-Filme nutzen, um die Helden mit Liebe, Tod und dem Kampf um grundlegende Werte zu konfrontieren, ist vor allem in jenen Filmen zu spüren, die unmittelbar nach Beendigung der High School spielen. In »Die Reifeprüfung« (1967) und



CINETEXT

»American Pie 2« (2001) mit Jason Biggs

Wiss-Begierde, heißt Mike Nichols' im Deutschen »Die Kunst zu lieben« betitelter Film von 1970, in dem Jack Nicholson und Art Garfunkel die Frau, das unbekannte Wesen, erst auf dem College kennen lernen – dort aber richtig. Sie sind frühe Vorfahren der Jungs in »American Pie 2« (2001), die es nicht abwarten können, ihr Sexamen zu bestehen. Welchen Beruf sie erlernen, ist dabei eine rein akademische Frage.

Im Film geht es an der Uni um elementare Dinge: um Körper und Geist, um Liebe und Tod. Sie ist die große Spielwiese, auf der jeder gleichwohl den Ernst des Lebens kennen lernt. Während das amerikanische Kino in den sechziger und siebziger Jahren auf dem Campus oft den Eros regieren ließ, hat in den letzten Jahren Thanatos die Macht ergriffen



»Scream 2« (1997) mit Neve Campbell

leben

»American Graffiti« (1973), zwei der schönsten Filme der Sechziger und Siebziger, treiben die Helden orientierungslos suchend zwischen Schule und Studium, zwischen Kindheit und Erwachsensein.

Da mischt sich die Wehmut des Abschieds mit der Hoffnung des Aufbruchs und die Neugier auf das Labor des Lebens, in dem jedes Experiment erlaubt scheint, mit der Angst, es könnte gänzlich fehlschlagen. Aus der Enge des Elternhauses ziehen die Helden hinaus in die weite Welt. Das Verführungspotenzial des Studentenlebens, das schon im wirklichen Leben nicht unerheblich ist, kennt auf der Leinwand oft keine Grenzen mehr. Manchen der jungen Helden jagt das Gespenst der Freiheit aber so viel Angst ein, dass sie sich rasch einen Ersatzvater suchen. Filme wie »Good Will Hunting« (1997) und »Forrester – Gefunden!« (2000) erzählen von Professoren und Mentoren, die ihre hoch begabten Schützlinge auf den rechten Weg führen – oder umgekehrt: In »Die Wonder Boys« (2000) wird der von Michael Douglas verkörperte Literaturprofessor



»Der Campus« (1998) mit Heiner Lauterbach, Sandra Speichert

eher durch einen seiner Zöglinge (Tobey Maguire) geläutert.

Doch Professoren taugen nicht immer zum Vorbild; sie sind spielsüchtig wie in »The Gambler« (1974) oder sexsüchtig wie in »Der Campus« (1998). Auch birgt so manche Lehre die Gefahr der Fehlinterpretation. So kann ein Dozent seine Studenten auf die schiefe Bahn bringen, ohne es zu wollen: In Alfred Hitchcocks Krimi »Cocktail für eine Leiche« (1948), der auf dem berühmten Leopold-



»Good Will Hunting« (1997) mit Matt Damon (2. v. r.), Ben Affleck (r.)

Filme aus dem Uni-Alltag

Loeb-Fall von 1924 basiert, muss James Stewart als Philosophieprofessor erkennen, dass zwei seiner Studenten Nietzsches Theorie vom Übermenschen etwas eigenwillig ausgelegt haben: Sie töteten einen Kommilitonen, um zu beweisen, dass der perfekte Mord nicht reine Theorie bleiben muss.

Die Universität schult das elitäre Bewusstsein und preist das Ideal der Gleichheit; sie gibt sich als Speerspitze der Zivilisation und folgt dem Gesetz des Faustkeils – viele College-Filme lassen ihre Helden in die Widersprüche des amerikanischen Universitätssystems geraten. In »The Skulls« (2000) kann Luke McNamara (Joshua Jackson), der aus bescheidenen Verhältnissen stammt, dank eines Stipendiums auf einem Elite-College studieren. Doch Leistung allein reicht nicht, um dort anerkannt zu werden. Luke setzt alles daran, in die Verbindung aufgenommen zu werden, denn sie verwöhnt ihre Mitglieder mit teuren Autos, schönen Frauen und grenzenlosen Aufstiegschancen – erlegt ihnen aber auch archaische Regeln auf. Die Uni erscheint auf der Leinwand als Ort, an dem Menschen aus verschiedenen Schichten und Klassen zusammentreffen, einander hassen und lieben lernen. Ob ein Student viel Geld hat oder wenig, ob er aus reichem Hause stammt

oder aus der Gosse kommt, ist dabei fast noch wichtiger als später in der Arbeitswelt. Zwar sind die Zeiten vorbei, in denen ein armer Student sein Spiegelbild an den Teufel verkaufen muss (wie in dem mehrfach verfilmten »Der Student von Prag«), um zu Ansehen zu gelangen. Doch an amerikanischen Unis geht es



»Cocktail für eine Leiche« (1948) mit James Stewart (r.)

im Kino nach wie vor um folgende Fragen: Was hat man auf dem Konto, was hat man in den Beinen, was hat man im Kopf – und zwar genau in dieser Reihenfolge.

Da kann es bisweilen zu höchst amüsanten Fällen umgekehrter Diskriminierung kommen. In »Natürlich Blond« (2001) verkörpert Reese Witherspoon eine verwöhnte, überkandidelte Tochter aus gutem Hause, die Jura studieren will. Über den Campus stößt sie wie über einen Laufsteg und wartet mit Schminktipp auf, wenn Winkelzüge von ihr verlangt werden. Von den Jungs bestaunt, von den Mädchen verspottet, überzeugt sie am Ende alle, dass Justitia nicht blind, sondern blond ist.

Viele Filme erzählen von Studenten, die sich die Anerkennung ihrer Kommilitonen gegen alle Widerstände erkämpfen müssen. Schon Buster Keaton, der in »College« als Muttersöhnchen beginnt, führt am Ende die Ruderstaffel seiner Uni zum Sieg. Dass er die Regeln sozialer Anerkennung befolgt und sie gleichzeitig ad absurdum führt, macht die subversive Komik dieses Films aus. Doch eines zeigt er ebenfalls ohne Worte: Ein herrschaftsfreier Raum ist die Uni auf keinen Fall. Die Gesellschaft nutzt sie auch, um die, die sich nicht anpassen, angepasst zu machen.

In Spike Lees Film »Spiel des Lebens« (1998) geschieht dies aber gerade nicht durch Repression, sondern durch Korruption. Die besten Colleges des Landes umwerben den Helden (gespielt von Ray Allen), einen begnadeten Basketballer: Sie schenken ihm eine Rolex, lassen vor seinen Augen die Tür eines Ferrari hochgleiten wie das Tor zu einem besseren Leben und legen ihm zwei Frauen ins Bett, mit denen er die größte sexuelle Völlerei seines Lebens erlebt.

So sind Filme über das Studium ein Stück weit wie das Studium selbst für viele Studenten: euphorisierend und desillusionierend. Die Universität erscheint zunächst als Ort, an dem die Freiheit unendlich groß zu sein scheint, doch dann wird immer deutlicher, dass hier die gleichen – oft rigiden – Regeln gelten wie im Rest der Gesellschaft. Und der Traum von einer großen Zukunft trifft auch hier schon auf die harte Wirklichkeit. Doch immerhin: Wenn man es anstellt wie Buster Keaton in »College«, gewinnt man an der Uni die Frau seines Lebens. ■